Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 41 (1961-1962)
Heft: 10

Artikel: Drei Gesichter der "Mutter Indien"
Autor: Schüler, Alfred
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-161271

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Drei Gesichter der «Mutter Indien»

ALFRED SCHÜLER

«Wenn wir einen Versuchsflug ansetzen», erzählt ein europäischer Flugzeugkonstrukteur, der für «Hindustan Aircraft» in Bangalore tätig ist, einem Paradeunternehmen der indischen Industrie, in dem unter Leitung eines deutschen Ingenieur-Teams ein indischer Düsenjäger mit Überschallgeschwindigkeit konstruiert worden ist, «dann werden zunächst die Horoskope befragt». «Und wenn die Horoskope für den Tag des Versuchsfluges ungünstig sind?», frage ich, verdattert, ungläubig. «Dann wird nicht aufgestiegen», lautet die resignierte Antwort. Der Flugzeugkonstrukteur spricht übrigens nicht von «Horoskopen», sondern von «Dämonen», die vorher befragt werden müssen. Horoskope (oder «Dämonen») und Düsenjäger — das umschreibt das Zusammenprallen von Althergebrachtem und Neuaufgepfropftem, von indischem und westlichem Gedankengut. Und die Frage stellt sich, ob zwischen diesen beiden Welten eine «Synthese» möglich ist oder nur Koexistenz. Die Inder, auch die «verwestlichten», leben in ihrer isolierten Kulturwelt und sind sich des Wertes dieser Kultur durchaus bewußt. In Bombay, der Großstadt mit den ausgeprägten westlichen Einflüssen, führte das «Indian Institute of Public Opinion», das indische Institut für Meinungsforschung, eine Gallup-Umfrage durch, aus der hervorging, daß als «Land mit der schönsten landschaftlichen Szenerie» von einer Mehrzahl der Befragten die Schweiz, als «Land mit der größten Lebensfreude» die Vereinigten Staaten, gefolgt von Frankreich, als «Land mit dem höchsten Lebensstandard» wiederum die Vereinigten Staaten (mit 75 Prozent der Stimmen; nur 2 Prozent bildeten sich ein, die Sowjetunion habe den höchsten Lebensstandard) angesehen wurden. Als das «Land mit dem höchsten Kulturstand» wurde jedoch von einer großen Mehrzahl Indien bezeichnet. Synthese oder Koexistenz oder aber Antagonismus — das merkwürdige Zusammenspiel von westlichem und indischem Gedankengut sei im folgenden, blitzlichtartig, an drei äußerlich zusammenhanglosen Erlebnissen dargestellt.

Die ungebrochene Herrschaft der «Medizinmänner»

Der Zwiespalt zwischen indischem und westlichem Gedankengut, in dem die Inder sich befinden, konkretisiert sich, wenn am Bett eines Kranken zwei indi-

sche Ärzte stehen, die nichts miteinander gemeinsam haben — weder die Terminologie noch die diagnostische Methode, weder die Therapie noch die Ausbildung: ein ayurvedischer Vaidya und ein moderner, westlich geschulter Doktor. Ayurveda, einstmals von den «Rishis im Schatten der Bäume» gelehrt, sei eine Wissenschaft «nicht von den Krankheiten, sondern vom Leben»; sie berücksichtige «die metaphysische Persönlichkeit» des Kranken, argumentieren die Verfechter. Die vor allem in der Pilgerstadt Benares gedeihende krude ayurvedische Medizin wird indessen von indischen, im westlichen System ausgebildeten Medizinern als fragwürdig dargestellt.

An der «Hindu-Universität» in Benares, die von der Zentralregierung in Delhi verwaltet wird, ist nun die bisherige Fakultät für «Ayurveda», für die jahrtausendealte indische Medizin, im vorigen Herbst durch einen Verwaltungsakt in eine moderne medizinische Fakultät umgewandelt worden. Das war eine Entscheidung, die für ganz Indien bedeutsam ist. Denn indem die Zentralregierung ausgerechnet in Benares, wo es bislang nur eine ayurvedische Fakultät — und zwar die beste im Lande — gegeben hatte, für die westliche Medizin Partei ergriffen hat, habe sie gleichzeitig den Regierungen in den Gliedstaaten, von denen einige mehr Mittel für Ayurveda als für die moderne Heilkunde zur Verfügung stellen, einen unmißverständlichen Wink gegeben. So deutet Professor Dr. K. N. Udupa, der Dekan der neuen medizinischen Fakultät in Benares, Delhis Entscheid. Udupa, ein jüngerer, vitaler Südinder aus Mysore, ist in Ayurveda in Benares ausgebildet worden; später studierte er in den Vereinigten Staaten, und heute ist er Mitglied verschiedener medizinischer Vereinigungen in London. Er kennt also den Antagonismus zwischen indischem Vaidya und westlichem Mediziner; zudem ist er einer der drei Verfasser des detaillierten Berichtes über den Stand der ayurvedischen Medizin, der im Auftrage der Regierung geschrieben und 1959 veröffentlicht worden ist. Dieser Bericht ließ das Ausmaß des Ayurveda-Problems erkennen: 5471 ayurvedische Hospitäler und Pflegestellen arbeiten in Indien; 116 856 Vaidyas, von denen nur 22 Prozent eine Ausbildung erhalten haben, sind lizensiert. Und diese «Heilkundigen» behandeln jährlich 60 Millionen Patienten. Anders gerechnet kommen ein Vaidya auf 2500 Inder und ein moderner Arzt auf 5000 Einwohner.

Vor der Unabhängigkeitserklärung des Landes erlebte die ayurvedische Medizin einen rapiden Aufschwung. Selbst Premierminister Nehru schaltete sich ein: Er könne nicht einsehen, weshalb nicht eine Synthese zwischen Ayurveda und westlicher Medizin gefunden werden sollte, erklärte der Staatsmann 1947. Die modernen medizinischen Fakultäten, die im 19. Jahrhundert von den Briten aufgebaut worden waren, hatten zunächst wenig Zulauf aus der brahmanischen Jugend, weil gegen das Sezieren und gegen den Umstand, daß ein Arzt auch mit niederen Kasten in Berührung kommt, eine Abneigung bestand. Die Briten wiederum behandelten «Ayurveda» mit Skepsis; viel

Zorn erregte in Indien eine Schilderung des englischen Schriftstellers Beverley Nichols, wie ein Vaidya mit einer Tasse Kräutertee einen Syphilis-Kranken kurieren wollte.

Allgemein wird nicht abgestritten, daß bei der Renaissance der ayurvedischen Medizin nach der Unabhängigkeit politische und nationalistische Argumente eine Rolle gespielt haben. Und heute gibt es 76 ayurvedische Lehrinstitute: 18 im Staate Maharaschtra, zwölf im Staate Uttar Pradesh. Die Mittel, die von einzelnen Gliedstaaten für die Ausbildung der Ayurveda-Studenten aufgewendet werden, sind bemerkenswert hoch: 4146 sFr. im Jahr pro Student in Assam; 1927 sFr. in Rajasthan. Diesem Auftrieb folgte ein Boom in der ayurvedischen pharmazeutischen Industrie: 47 Unternehmen stellen ayurvedische Arzneien her; 3 632 000 kg an ayurvedischen Medikamenten werden jährlich eingenommen.

Die Vaidyas — ob ausgebildet oder nicht — sind dadurch behindert, daß sie vom medizinischen Berufsverband in Indien nicht anerkannt werden. Sie werden zwar von den Gliedstaaten lizensiert, aber sie werden nicht ins Berufsregister des «Medical Council» aufgenommen. Das Wirkungsfeld der Vaidyas ist nach wie vor das Dorf; einmal, weil ihre Honorare niedriger sind; sodann, weil bisher junge Mediziner ungern aufs Land zurückkehrten. (In West-Bengalen ist unlängst die Regelung getroffen worden, daß die Regierung jenen Ärzten, die auf dem Lande praktizieren, eine Prämie zahlt.) Die berufsständische Diskriminierung hatte zur Folge, daß die Vaidyas — und die ayurvedische pharmazeutische Industrie — ihre Fähigkeiten laut anpreisen müssen (und dürfen), in Zeitungsinseraten oder wenigstens mit Schildern über der Ladenpraxis.

Im Regierungsbericht wurde empfohlen, daß eine Zusammenarbeit zwischen den beiden medizinischen Schulen versucht werden sollte. Ayurvedische Vaidyas sollten es beispielsweise nicht unter ihrer Würde finden, Anatomie zu studieren; aber vorsichtig schrieb die Kommission noch 1959, daß Jahrzehnte vergehen würden, bis die indische Bevölkerung sich an die moderne westliche Medizin gewöhnt haben werde.

Professor Udupa erzählte uns zwar, der Eingriff Delhis sei keine vollständige Absage an Ayurveda. Neben ihrer gewöhnlichen Ausbildung nehmen die Studenten in Benares einige Kurse in Ayurveda — allerdings zu wenig, als daß sie später in Ayurveda praktizieren könnten. Udupa gibt zu, daß Ayurveda von der modernen westlichen Medizin mehr übernommen als ihr gegeben habe. Nur in der pharmazeutischen Forschung gebe es eine echte Wechselwirkung: Eine Seitenlinie des indischen «Drug Research Institute», das seit elf Jahren in Lucknow arbeitet, ist ayurvedische Pharmazeutik. Viele der Heilkräuter, die von den Vaidyas verschrieben werden, sind dort untersucht worden. Dabei hat sich herausgestellt, daß ein ayurvedisches Medikament, das angeblich Tuberkulose kurieren sollte, gar keine Heilkraft hat. Auf der anderen

Seite hat sich etwa «Jutak», ein Mittel, das von den Vaidyas benützt wird, wie auch eine in Kaschmir vorkommende Pflanze, «Zakhmi-Hayat», als nützlich erwiesen in der Anästhesie. Ein neueres Medikament für Störungen des vegetativen Nervensystems sei der ayurvedischen Medizin ebenfalls bereits bekannt gewesen. Was der ayurvedischen Medizin jedoch fehlt, sind auswertbare Krankheitsgeschichten. Die eine Abhandlung über einen Krankheitsfall, die mir Professor Udupa zeigte, war in der Terminologie der modernen Medizin geschrieben worden. Wären Sprache und Methodik der modernen westlichen Medizin den Vaidyas nicht zu Hilfe gekommen, dann hätte es wahrscheinlich überhaupt keinen Antagonismus zwischen Ayurveda und westlicher Medizin gegeben.

«*Schneeweißer Embryo der künftigen Weltkultur*»

Alle großen indischen Freiheitskämpfer haben auch geistige Impulse ausgelöst; die phantastischsten hatte wahrscheinlich Srijut Aurobindo Ghose, der bis 1910 in Bengal mit Terrormittel gegen die britische Kolonialmacht gekämpft hatte, dann eine innere Bekehrung erlebte und eine «philosophische Yoga-Schule» gründete, fortan mehr der Kraft der Meditation als dem Schießprügel vertrauend. 1914, auf der Flucht vor den Briten, die ihn ins Gefängnis gesteckt, vielleicht sogar hingerichtet hätten, rettete sich Ghose in die kleine französische Kolonie Pondichéry, 120 km südlich von Madras gelegen. Mit einigen Getreuen, die ihm gefolgt waren, ließ Sri Aurobindo sich dort nieder. Sein Haus wurde zu einem geistigen Sammelpunkt, zu einer Lebensschule. «Gott im Menschen ist die wahre Enthüllung und die ganze Wahrheit», war eine Quintessenz ihres Denkens.

Mit den Jahren stießen mehr Anhänger zu Aurobindo, so auch, 1920, eine Französin, der Sri Aurobindo 1926, als er sich zurückzog, die Leitung seines «Ashrams», seiner «Lebensschule», übertrug. Seither wird diese Französin, über deren privaten Hintergrund wenig bekannt ist, von den Insassen des «Ashrams» — von 300 Schülern und Studenten und etwa 1000 Erwachsenen — als «Mutter» vergöttert. Vor der «Mutter» fühlen sich alle Ashramiten, unter denen ehemalige Rechtsanwälte, Wissenschafter, Geschäftsleute und auch einige Europäer sind, die alles hinter sich gelassen haben, wie Kinder. Ein «orthodoxer» Flügel unter den Ashramiten ist überzeugt, daß die «Mutter» unsterblich sei; ein weniger orthodoxer Flügel ist der Ansicht, daß nur das Göttliche in ihr unsterblich sei. Sri Aurobindo, 1950 gestorben, hatte schon 1935 erklärt, daß ein wahrer Yoga-Weiser «nichts fragt und zufrieden ist mit allem, was die ‚Mutter' macht oder nicht macht, weil alles, was sie tut, gut sein muß, denn sie ist die ‚Mutter'». Die «Mutter», deren ins Riesenhafte übertragener Unterschriftszug, deren Porträt an den Wänden des «Ashrams» hängt,

wird nicht nur als «die wahre Stimme Indiens» angesehen. Der «Ashram» sieht sich vielmehr als «Embryo der Weltkultur von morgen». «Langsam wächst das Licht aus dem Osten» — lautet sein anspruchsvolles Motto. Indiens politische Prominenz hat dem «Ashram» die Reverenz erwiesen: Premierminister Nehru, Präsident Dr. Prasad, Vinoba Bhave und mehrere Staatsgouverneure haben den «Ashram» besucht und sind von der «Mutter» in Privataudienz empfangen worden; der frühere indische Finanzminister Dr. Deshmukh meinte nach seinem Besuch bei der «Mutter»: «Der ‚Ashram' ist wie eine grobe Skizze des ‚Verheißenen Landes'.»

Ashramiten glauben, Sri Aurobindo habe mit seinen Gebeten und Meditationen die Befreiung Indiens bewirkt. Ein indischer Professor an einer naturwissenschaftlichen Fakultät, der zu den über ganz Indien verstreuten, ungezählten Fern-Anhängern der «Mutter» gehört, setzte mir auseinander, daß Sri Aurobindo an einem 15. August geboren wurde und daß Indien an einem 15. August seine Unabhängigkeit erhielt. Dieser Naturwissenschafter schilderte dann, wie ihn ein Glücksgefühl erfaßt habe, als die «Mutter» während seiner ersten Audienz ihre Hand auf sein Haupt gelegt habe; danach habe er gewußt, daß in der «Mutter» etwas Göttliches sei.

Daß in dem leichtlebigen Pondichéry der «Sri Aurobindo Ashram für integrale Erziehung auf spiritueller Grundlage» beheimatet ist, fällt dem Besucher zunächst an den sportlich gestählten Jünglingen und Mädchen auf, die in einheitlicher Kleidung — weißes Hemd, weiße Shorts und für die Mädchen ein weißes Kopftuch — durch die «Ville Blanche» spazieren. Unvergeßlich sind die Gesichter der Ashramiten: der verklärte Blick, der hochmütige Fanatismus des nicht nur moralisch, sondern auch seelisch und körperlich Aufgerüsteten; sie wissen offensichtlich, daß im «Ashram» angeblich eine supramenschliche Bewußtheitsstufe erklommen wird.

Jeden Morgen um 6.15 Uhr versammeln sich alle Ashramiten, junge wie alte, in der «Rue de la Marine», vor dem Haus, auf dessen Balkon die «Mutter» für kurze Zeit erscheint, die Gemeinde segnend; gemeinsam wird dann kurz meditiert. Die Ashramiten leben in etwa 150 Häusern, die sich durch ihren gepflegten Zustand auszeichnen. Diese Häuser, zusammen mit einer großen Zuckerraffinerie, gehören der «Mutter». Denn wer in den «Ashram» aufgenommen wird (worüber allein die «Mutter» entscheidet), der schenkt sein Hab und Gut der «Mutter». Der Tagesablauf ist streng geregelt, die Kost, gemeinsam eingenommen, vegetarisch. Zum Abendessen: eine Tasse Milch, vier Scheiben Brot, eine Schüssel Gemüse. Als Institut ist der «Ashram» ein Selbstversorger: Es bestehen eine eigene Molkerei, Bäckerei, Ölmühle, Schreinerei, Hühnerfarm, selbst ein eigenes Postamt; die eigene Gärtnerei hat viel zu tun, da eine symbolische Gebärde der «Mutter» und ihrer Anhänger darin besteht, schweigend eine Blume zu überreichen. Der «Ashram» hat auch eine eigene Großdruckerei, in der die Werke, Briefe, Aussprüche Sri Aurobindos

und der «Mutter» in Übersetzungen gedruckt werden; die deutschen Ausgaben, neun an der Zahl, werden von Zollikon, in der Schweiz, aus vertrieben.

In der «integralen Erziehung» wird dem Sport ein großes Gewicht beigemessen. Der «Ashram» unterhält ein Schwimmbad, besteingerichtete Sporthallen, ausgezeichnete Tennisplätze, die in der abendlichen Beleuchtung wie Zivilisationsoasen anmuten; auch die Mädchen boxen und spielen Fußball. Ein Jahr lang wirkte ein deutscher Sportlehrer von der Sporthochschule in Köln im «Ashram», vom Bonner Auswärtigen Amt dorthin delegiert!

Das innere Geheimnis des «Ashrams» wird einem Außenstehenden fremd bleiben. Der Bibliothekar des «Ashrams» versuchte meine eingestandene Ratlosigkeit vor dem «Ashram»-Phänomen zu mildern: Die europäische Tiefenpsychologie arbeite nur an der Oberfläche, meint Bibliothekar Medhananda, der bis 1934, als Gerichtsreferendar Winkelströtter, in Frankfurt am Main tätig gewesen war. Nietzsche habe einen titanischen Übermenschen im Auge gehabt; mit der integralen Erziehung des «Ashrams» strebe man einen «engelartigen Übermenschen» an; im «Ashram» lebten die besten Elemente des Hinduismus weiter. In bloßen Socken sitze ich neben Medhananda, da Schuhe pietätvoll bereits vor dem Eingang abgelegt werden müssen.

Es kennzeichnet vielleicht die grotesken Kontraste von Pondichéry, daß vor dem «Ashram»-Tor ärmliche indische Rikscha-Kulis warten, die in französischer Sprache fragen, ob man ins nächste Bordell gefahren werden möchte. Medhananda indessen kehrt mit federndem Schritt in den esotherischen «Ashram» zurück, dessen «Mutter» und «Kinder» sich um die arme «Ville Noire» nicht kümmern: Sie sind mit sich selbst beschäftigt.

Mit Gebeten gegen Insektenpest

«Meine Experimente bewegen sich auf der Grenzlinie zwischen Materialismus und Spiritualismus», meint Professor Dr. T. C. N. Singh, der Leiter der botanischen Abteilung an der Annamalia-Universität im südindischen Chidambaram. In der botanischen Abteilung des Dr. Singh wird beispielsweise vor einigen Mimosentöpfen, die in einem Halbkreis aufgestellt worden sind, jeden Morgen zu einer bestimmten Zeit eine halbe Stunde lang Violine gespielt. Dieses Violinkonzert beschleunige das Wachstum der Pflanzen, erzählt Singh. Sodann berieselte Dr. Singhs Botanikerteam jeden Morgen eine halbe Stunde lang ein Reisfeld mit Grammophonmusik, die durch einen Lautsprecher verstärkt wurde. Dadurch soll der Ernteertrag beträchtlich gestiegen sein.

Mit diesen Versuchen ist vor zehn Jahren begonnen worden. Damals kam Singh, ein Nordinder aus Benares, der vor der Teilung des Subkontinents in Ostpakistan längere Zeit eine Zuckerrohr-Forschungsanstalt geleitet hatte und 1948 an die Annamalia-Universität berufen worden war, auf die Idee, die Wir-

kung der «Erregung von Pflanzen durch Schallwellen auf ihr Wachstum» zu untersuchen. Er hatte gelesen, daß Charles Darwin vergeblich vor einer «Mimose pudica» auf einer Posaune geblasen hatte. Und er hatte gelesen, daß der deutsche Pflanzenphysiologe Pfeffer 1887 vergeblich versucht habe, die Pollen einzelner Pflanzen durch Schallwellen zu stimulieren. Singh verwendete für seine ersten Versuche zunächst nur Stimmgabeln und Topfpflanzen. Daraufhin wurde das Experiment ausgedehnt. Geige, Flöte und «Veena», ein indisches Streichinstrument, wurden eingesetzt. Mit Wasserpest, Astern, Petunien, Balsam, Zwiebeln, Reis, Zuckerrohr, Rettich, Süßkartoffeln, Tabak wurde experimentiert. In jedem einzelnen Falle zeigte sich, daß die mit Schallwellen erregten Pflanzen kräftiger waren, daß ihre Blätter grüner waren, daß sie früher Blüten ansetzten und daß sie mehr Früchte abwarfen.

In seinem Laboratorium zeigte mir Professor Singh zwei Gläser: Im ersten schwamm ein «musikalisch behandelter» praller Rettich, im zweiten ein unbehandelter, murkliger. Die indische Regierung interessierte sich für die Versuche und stellte im Staate Madras in sieben Dörfern Versuchsfelder zur Verfügung. Dort wurde zuerst mit Reis und einem Grammophon experimentiert, später mit Tabak und einem Megaphonwagen, der von der Regierung bereitgestellt worden war. Singh, der für seine Forschungen einen hohen indischen Staatspreis erhalten hat, erzählte auch, daß er in einem längeren Gespräch mit Premierminister Nehru versucht habe, die indische Regierung zu einer billigen Steigerung der landwirtschaftlichen Erträge durch eine allgemeine Einführung der Schallstimulierungsmethode zu bewegen!

Singh erklärt die eigenartige Wirkung der Schallwellen auf pflanzliche Organismen damit, daß sich die unter normalen Bedingungen konstante Bewegung des Zellprotoplasmas wie die Zellteilung nach einer Schallerregung beschleunigten. Die Musik, mit der die Pflanzen behandelt werden, müsse jedoch harmonisch sein, berichtet er. Indische Musik sei am geeignetsten. In Chidambaram gab man sich mit Musik nicht zufrieden. Man probierte Phantastischeres aus. Vor einigen Versuchspflanzen wurde ein sogenannter «Bharat-Natyam»-Tanz aufgeführt, ein sehr kraftvoller indischer Tanz, bei dem die Tänzerin in einem genauen Rhythmus auf den Boden stampft. Auch die durch den Erdboden übertragenen Schallwellen wirkten, und die «betanzten» Pflanzen wuchsen schneller.

Singh hat seine eigenartigen Versuchsergebnisse inzwischen der westlichen Fachwelt vorgelegt. Seine Experimente sind auf dem «XVe Congrès International d'Horticulture» in Nizza besprochen und im Kongreßprotokoll veröffentlicht worden; auch auf dem «IXth International Botanical Congress» in Montreal ist darüber debattiert worden.

Beim Mittagessen schilderte mir der indische Naturwissenschafter, ein Hindu, einen Versuch, bei dem sich der Unterschied zwischen westlicher und indischer Wissenschaft nicht mehr übersehen ließ: Er habe nicht nur mit Musik,

Tanz, Gesang experimentiert, um das Wachstum der Pflanzen zu stimulieren. Er habe sogar experimentell die Wirkung «stiller Gebete» untersucht. Die Versuchsanordnung sei so gewesen, daß die betende Person, die nahe bei den Pflanzen stand, mit geschlossenen Augen und lautlos für ein gutes Wachstum der Pflanzen gebetet habe. «Die Gedankenwellen des Betenden wurden mit größter Konzentration für die kurze Zeit von fünf Minuten auf die Versuchspflanze gerichtet. Dieser Vorgang wurde von Tag zu Tag wiederholt, und die Messungen wurden wöchentlich vorgenommen.» Sie ergaben, daß die Versuchspflanzen um 30 bis 40 Prozent mehr gewachsen seien als Pflanzen, für die nicht gebetet worden war. Es sei ihm sogar gelungen, behauptete Singh, Pflanzen mit Insektenpest durch stille Gebete zu kurieren. Erstaunt verläßt man Dr. Singh und die Annamalia-Universität und das greise Chidambaram voller frühdravidischer Tempel mit der unbeantworteten Frage, was die vielbesprochene Synthese zwischen westlichem und indischem Gedankengut eigentlich sein könnte.

Eindrücke von einem Aufenthalt in England

WALTHER RUPLI

Englisch — Weltsprache der Geschichtsschreibung

Der Historiker, ja der geschichtlich denkende und interessierte Zeitgenosse überhaupt, der sich anschickt, das Phänomen «England» in seinen Gesichtskreis einzubauen, findet sich auf die mannigfachste Weise mit seinem Gegenstand verbunden, bevor er nur je einen Fuß auf englischen Boden gesetzt hat. Kein weltpolitischer Schauplatz der Gegenwart, auf welchem er nicht die englische Diplomatie als (oft behutsamen) Akteur erblickt. Kein großes Thema und Bild neuzeitlicher Geschichte, in welches nicht auch Fäden der englischen Geschichte hineinverwoben sind: Solcher Beziehungen wurde sich der Betrachter zu allen Zeiten bewußt. Heute aber ist eine neue hinzugetreten, die den Geschichtsforscher noch enger in die englische Welt einzieht: das Medium der englischen Sprache, welche zum globalen Verständigungsmittel geworden ist. Das ist durchaus noch nicht seit langem der Fall. Noch vor einem Vierteljahrhundert, wenn die Mittelschüler den Wert der verschiedenen Sprachen gegen-